

Wolfgang Radlegger

Geschichte anders notiert

Ein Kalendarium



Den Spruch „Meine Hand ist hart, aber lieblich mein Gemüt“ beherzigend, schnitt man (Anmerkung: die Repräsentanten der Kolonialregierung) den Bestraften erst die Zunge ab, dann entmannte man sie und brandmarkte ihre Wangen mit dem holländischen Wappen. In diesem Zustand mussten sie den Rest ihrer Tage immerzu angekettet arbeiten.

So beschreibt Cornelis Gerard Anton de Kom die Entscheidung der holländischen Kolonialregierung in Suriname, zum Tode verurteilte Sklaven ihren Besitzern abzukaufen, um sie dann in lebenslanger Zwangsarbeit zu „nützen“. Dies veranlasste einen Herrn Godefroy zu der Dreistigkeit, Schadenersatz für 28 von ihm selbst exekutierte Sklaven zu fordern. Die holländische Verwaltung hatte Verständnis für sein Begehren und zahlte ihm tatsächlich 5.600 Gulden. Das ist nur eine von vielen bestürzenden Begebenheiten, die wir durch de Koms Buch „Wir Sklaven von Suriname“ erfahren und die europäische Geschichtsbücher ihren Lesern vorenthalten. Erst in der am 22. Juni 2020 der Öffentlichkeit vorgestellten Bildungsrichtlinie für das Fach Niederländische Geschichte im Schulunterricht ‚Canon van Nederland‘ wurde Anton de Kom als einer von insgesamt 50 Themensträngen aufgenommen.

De Kom starb kurz vor Ende des Zweiten Weltkrieges in einem sogenannten KZ-Aufganglager (Sandbostel), in das er als Widerstandskämpfer gegen die deutsche Besatzung der Niederlande eingeliefert worden war. Man möge sich vor Augen halten: Ein Mensch, der in den Niederlanden wegen seines Buches behördlicher Verfolgung und wegen seiner schwarzen Hautfarbe ständigem Rassismus ausgesetzt war, entschloss sich trotzdem, aktiv am Widerstand teilzunehmen, obwohl er der Gestapo wegen seines Engagements für die Kommunisten bekannt war.

Sein Vater war in der Sklaverei geboren worden, die die Niederlande als letzter europäischer Staat erst 1863 abgeschafft hatten. Durch seine „Sklaven von Suriname“ wurde de Kom zu einem Pionier der antikolonialen Geschichtsschreibung und für mich ein letzter Anstoß, das vorliegende Buch zu verfassen. Insbesondere eine Erinnerung de Koms hat mich dabei geleitet, wenn er „Die Geschichte des Vaterlandes“ beschreibt:

Wenn uns kleinen Negerjungen, Kindern oder Enkeln von Sklaven, auf der Schule die Geschichte des Vaterlands gelehrt wurde, war das natürlich die Geschichte der weißen Kriegsherren. Vor der Klasse standen die ehrwürdigen Brüder von Tilburg und unterwiesen uns in den Heldentaten von Piet Hein und de Ruiter, von Tromp und de Evertsen und Banckert. Wir schwarzen Kinder auf den Hinterbänken (die vorderen waren für die Söhne und Töchter der Europäer bestimmt), zermarterten uns die Köpfe, um die Jahreszahlen der holländischen, bayerischen und burgundischen Fürstenhäuser auswendig zu lernen. Wir, die mit dem Stock bestraft wurden, wenn wir es wagten, innerhalb der Schulmauern unsere eigene „surinamische Sprache“ zu sprechen, mussten

Das ist eine andere Geschichte

uns sowohl für den Aufstand von Claudius Civilis begeistern wie auch für das tapfere Verhalten von Wilhelm dem Schweiger. Wir, die die Namen der Aufständischen Bonni, Baron und Joli Coeur vergebens in den Geschichtsbüchern suchten, strebten danach, für das Examen schnell und gewissenhaft die Namen und Jahreszahlen der niederländischen Gouverneure herunterzuleiern, unter deren Regierungszeit man unserer Väter als Sklaven importiert hatte.

Und das System funktionierte. Keine bessere Methode, um das Minderwertigkeitsgefühl bei einer Rasse zu züchten, als diesen Geschichtsunterricht, in dem ausschließlich die Söhne eines anderen Volkes genannt und gepriesen wurden. Es hat lange gedauert, bis ich mich gänzlich von der fixen Idee befreit hatte, dass ein Neger immer und ausnahmslos weniger wert sei als ein Weißer.

Wie anders ist da meine „weiße“ Erinnerung: Eroberer waren „Entdecker“; Räuber indigenen Landes nannte man „Pioniere“; Europäer brachten Kultur und Zivilisation; Missionare sorgten dafür, dass auch „Negerlein“ in den Himmel kommen könnten; Indianer waren erpicht auf „Skalps“ und weiße Frauen; Amerikaner mussten sich gegen japanische „Kamikaze“ zur Wehr setzen, nachdem Pearl Harbour hinterlistig angegriffen worden war; der „Commonwealth of Nations“ entpuppte sich als eine fröhliche Völkerschar, die sich unter dem huldvollen Szepter der britannischen Königin tummelte, und Swakopmuend, Walfisbay und Windhuk erweckten nostalgische Erinnerungen an deutsche Spuren auf dem „Dunklen Kontinent“. Die Überlegenheit der Europäer als Synonyme für die „Weißen“ brauchte gar nicht besonders betont zu werden, sie ergab sich schlicht und wenig ergreifend aus der Geschichtsdarstellung selbst. Da ich die Grundschule in Buenos Aires besuchte, möchte ich noch eine Erinnerung hinzufügen, die in dieses Bild passt: Alle Helden des Unabhängigkeitskampfes gegen die „Spanier“ in Südamerika waren weiß – als ob es die indigene Bevölkerung gar nicht gegeben hätte, obwohl sie einen beachtlichen Teil derer stellte, die an vorderster Front den Kopf hingehalten haben.

Ich frage mich, wieviel sich in den letzten sechs Jahrzehnten daran geändert hat, und komme zum Ergebnis, dass „Geschichte“ immer noch europäische Geschichte mit eine paar Anhängseln bedeutet: das alte Ägypten, Babylonier, Assyrer und Phönizier, die Perser, von dem Makedonier Alexander besiegt, die Hunnen, Awaren, Ungarn und Mongolen als asiatische Reitervölker, die europäische Zivilisation und Kultur bedrohen, Spanier und Portugiesen als Entdecker und Seefahrer, denen die „Neue Welt“ zu verdanken ist, der Seeweg nach Indien und die erste „Weltumsegelung“, notgedrungen etwas China, Indien als Perle des britischen Kolonialreiches, Australien als Sträflingskolonie, die amerikanische Unabhängigkeitserklärung als Leuchtturm der Zivilisation und sonst Krieg, viel Krieg, eigentlich fast alles Krieg, der bekanntlich ja auch Vater aller Dinge ist.

Daher schreibe ich von den Ereignissen und Personen, die eine andere Geschichte verkörpern. Ich bediene mich dabei des Gregorianischen Kalenders, weil auch er Zeichen der europäischen, weißen Vorherrschaft ist, Prototypus der Globalisierung unter einem Vorzeichen, wie die nachstehende Darstellung anderer, noch existierender Kalendersysteme zeigt:

2021 ist im

Armenischen Kalender 1469-1470

Äthiopischen Kalender 2013-2014

Badi-Kalender 177-178

Bengalischen Kalender 1427-1428

Berber-Kalender 2971

Buddhistischen Kalender 2565

Byzantinischen Kalender 7529-7530

Chinesischen Kalender 4717-4718 oder auch 4657-4658

Hebräischen Kalender 5781-5782

Hindu-Kalender Vikram Sambat 2077-2078

Shaka Samvat 1943-1944

Iranischen Kalender 1399-1400

Islamischen Kalender 1442-1443

Japanischen Kalender Kōki 2681

Koptischen Kalender 1737-1738

Koreanischer Kalender Daegun Ära 4354

Seleukidischen Kalender 2332-2333

Thai-Solar Kalender 2564

Jetzt könnte man der Annahme verfallen, der Gregorianische Kalender sei deshalb weltumspannend in der Anwendung, weil er der präziseste ist (der genaueren Berechnung wegen hat er schließlich ja auch den Julianischen – nach Julius Cäsar benannt – abgelöst). Das ist jedoch eine Fehleinschätzung. Der persische Sonnenkalender, auch Iranischer Kalender genannt, ist einer der präzisesten auf der Welt. Er besitzt eine Genauigkeit mit einer Abweichung von einem Tag in 110.000 Jahren. Auch der Maya-Kalender, eingeführt etwa ein halbes Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, ist noch immer doppelt so exakt wie der seit 1582 geltende, von Papst Gregor XIII. eingeführte.

Das mathematische und astronomische Wissen war in anderen Regionen schon sehr weit entwickelt, als die Katholische Kirche noch in Scheiben dachte, um die sich Sonne und Sterne drehten.

Das ist eine andere Geschichte

Sucht man nach der ursprünglichen Bedeutung des Wortes „Kalender“, so erfährt man, dass das römische „Calendarium“ ein Schuldbuch war – also ein Verzeichnis der Calendare, der jeweils ersten Tage der antiken Monate, an welchen Darlehen ausbezahlt und Darlehensrückzahlungen fällig wurden. Terminkalender sind konsequenterweise moderne Aufzeichnungen darüber, wem wir eine Begegnung schulden oder von wem wir eine solche einfordern. Soll und Haben an Kontakten gewissermaßen. Festzustellen, für wen dabei wann die Stunde schlägt, war noch nie so einfach wie heute, denn jedes Handy, das man mit sich herumschleppt, zeigt Tag und Stunde an, ergänzt mit anderen nützlichen Hinweisen wie etwa Terminerinnerungen und Wettervorhersagen, Stauwarnungen, offenen Tankstellen und empfehlenswerten Restaurants.

Aber es gab auch Epochen, in denen Kalender im heutigen Sinn noch nicht existierten. Dem Menschen wurde durch das Beobachten seiner Umwelt bewusst, dass dem Licht des Tages die Dunkelheit der Nacht folgte, wobei es Abschnitte gab, wo das eine deutlich länger als das andere war und umgekehrt. Auch war nicht zu übersehen, dass die Sonne heißer brannte, wenn die Tage länger waren, und es kälter wurde, wenn die Nacht überwog. Dazu kam jene grausilberne Scheibe des Mondes, die regelmäßig zu- und abnahm und zumeist verschwand, wenn die Sonne am Horizont auftauchte. Für die Menschen dieser Zeit war es lebenswichtig, einschätzen zu können, ob es heißer oder kälter werden würde, ob mit einer Regenzeit gerechnet werden musste, ob Trockenheit bevorstand, welche Früchte zu welcher Jahreszeit essbar waren und wann die Tierherden wanderten, die es zu jagen galt.

Kurz und gut – die Zeit einzuteilen und das Kommen und Gehen von Tag und Nacht in den Jahreszeiten zu beobachten, war für die Menschen von einer Bedeutung, die wir schon längst vergessen haben, weil wir uns von diesen Wirkungen der Zeit entfernt haben. Zu den schlimmsten Beispielen dieser scheinbaren Emanzipation gehören Ski- und Eislaufhallen in arabischen Wüsteneien und „Rund um die Uhr Shops“ in immer mehr Städten, die uns permanenten Konsum einreden.

Und so wundert es nicht, dass Zeugnisse ältester Kulturen, wie etwa Stonehenge, nicht nur kultischen Zwecken dienten, sondern den Versuchen gewidmet waren, die Dauer des Jahres und zyklisch wiederkehrende Himmelsereignisse wie Sonnenwende und Tag- und Nachtgleiche zu bestimmen.

Der Gregorianische Kalender – ebenfalls ein Sonnenkalender – brachte eine Abweichung von nur 27 Sekunden im Jahr. Daher brauchen wir uns bis zum Ende des 49. Jahrhunderts keine weiteren Gedanken über die Folgen von Zeitverschiebungen zu machen und können uns naheliegenderen Gefahren wie Atomkriegen oder der Klimaerwärmung widmen.

Die Verbesserung gegenüber dem Julianischen Kalender wurde erreicht, indem das durchschnittliche Jahr eben nicht mehr aus 365,25 Tagen, sondern nur mehr aus 365,2425 Tagen besteht – kleine Ursachen, große Wirkungen also!

Die Verspätung des Kalenders gegenüber den Jahreszeiten wurde im Jahr der Einführung, also 1582, dadurch korrigiert, dass man zehn Kalendertage ausließ. Es gibt sie einfach nicht. Vom 4. Oktober 1582 an entstand ein „Kalenderloch“ und es wurde einfach mit dem 15. Oktober weitergezählt.

Gewissermaßen ein Nebenprodukt der Kalenderreform war auch, dass der Jahresbeginn offiziell auf den 1. Januar verschoben wurde, der sich auf Grund des Namens (lat. Ianua bedeutet „Tür“) und der zeitlichen Nähe zum Christfest und der Winter-sonnenwende als Neujahrestag anbot.

Im Mittelalter hatte das Jahr nämlich an unterschiedlichen Tagen begonnen, darunter Weihnachten, Ostern und Maria Verkündigung. Um es noch komplizierter zu machen: Der päpstlichen Bulle Gregors war eine Liste beigefügt, die die restlichen Feiertage 1582 bis zum 31. Dezember und die des ganzen folgenden, neu aufgeteilten Jahres (und aller zukünftigen) aufführte. So kam es zu Überschneidungen von elf Tagen zwischen dem abgelösten julianischen und dem neuen gregorianischen Kalender.

Um die höhere Kalendermathematik noch zu vervollständigen, sei darauf verwiesen, dass der 15. Oktober 1582 als erster Geltungstag des Gregorianischen Kalenders nur im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation und anderen katholischen europäischen Ländern galt, während sich die weltweite Ausbreitung bis ins 20. Jahrhundert verzögerte (Griechenland 1923 und China 1949).

Da man alles und jedes als Vorwand für Streitereien verwenden kann, blieb das auch beim Kalender nicht aus – der Kalenderstreit in Augsburg und die Kalenderunruhen in Riga sind bezeichnende Beispiele dafür. Die nicht zeitgleiche Einführung in verschiedenen Ländern hat auch skurrile Folgen: so sind die Sterbedaten von William Shakespeare und Miguel de Cervantes zeitgleich mit 23. April 1616 angegeben, obwohl der Engländer den Spanier um zehn Tage überlebt hat. Auf der anderen Seite wurden alle Menschen, die in einem der damaligen Länder die Kalenderumstellung erlebten, der „Papierform“ entsprechend um zehn Tage älter, als ihre tatsächliche Lebensdauer ausmachte.

Da eine nicht unbeträchtliche Zahl an Menschen, die mit uns leben, der Religion Mohammeds anhängen, mag es zumindest für Neugierige von Interesse sein, was den Islamischen Kalender von dem bei uns gebräuchlichen unterscheidet.

Zum ersten ist er ein reiner Mondkalender. Seine Kalenderjahre bestehen aus zwölf Mondmonaten zu 29 oder 30 Tagen und sind im Durchschnitt $354 \frac{1}{3}$ Tage lang und somit etwa elf Tage kürzer als die durchschnittlichen gregorianischen Kalenderjahre.

Das ist eine andere Geschichte

33 Jahre islamischer Zeitrechnung entsprechen also ungefähr 32 Jahren der Christenheit. Die Folge ist, dass in diesem Zeitraum die Daten des islamischen Jahres einmal das Sonnenjahr durchwandern. Der Fastenmonat Ramadan fällt damit in jede unserer Jahreszeiten – vom Hochsommer bis zum tiefsten Winter.

Das islamische Jahr 1441 hat am 1. September 2019 begonnen und der 9. Monat des islamischen Kalenders, also der Ramadan, entfällt auf die Zeit 23. April bis 23. Mai 2020, nachdem die prophetische Anweisung lautet: *Fastet erst, wenn ihr sie (die Mondsichel) seht, und brecht das Fasten erst, wenn ihr sie wieder seht.*

Dass „Ramadan“ aus dem Arabischen übersetzt „der heiÙe Monat“ bedeutet, mag für einen in Skandinavien lebenden Muslim nur insoferne tröstlich sein, als die Zeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang (wo das Fastengebot gilt) in den kältesten Wintermonaten am kürzesten ist.

Wenn Sie andererseits am Samstag, dem 5. Oktober 2019 irgendwo gelesen haben, es wäre der 6. Tischri 5780, so haben Sie eine jüdische Kalenderangabe vor sich, deren Zeitrechnung 3761 v. Chr. (nach gregorianischer Zählung) beginnt. Ein Jahr hat da gewöhnlich zwölf Mondmonate (354 Tage) und wird durch Schaltjahre mit 13 Mondmonaten (384 Tage) ergänzt.

Das jüdische Jahr beginnt heute im Herbst mit dem Tischri, der nach jüdischer Auffassung der Monat ist, in dem die Menschheit erschaffen wurde.

Die biblische Schöpfung ist dabei nach den Berechnungen des Rabbi Hillel II. auf Grund biblischer Chroniken im Jahr 3761 v. Chr. angenommen, was fromme Juden und christliche Fundamentalisten glauben lässt, wir würden im letzten Viertel des sechsten Jahrtausends leben. Sarah Palin, die schräge Ikone der amerikanischen *Tea-party*-Bewegung, wird da sicherlich zustimmen. Nicht unerwähnt darf jedoch bleiben, dass es außer dem christlichen, islamischen und jüdischen Kalender noch eine Vielzahl an heute noch regional gebräuchlichen Kalendern gibt, deren bloÙe Aufzählung nur Verwirrung stiften würde. Da sie sich auf Weltgegenden außerhalb Europas beziehen, möchte ich mich auf den Hinweis ihrer Existenz beschränken, wo wir doch nicht einmal alle Probleme unseres gregorianischen Kalenders bewältigt haben.

So gibt es ein Jahr „Null“ nicht – oder vielleicht doch? In der von Historikern angewendeten traditionellen christlichen Zeitrechnung endet das Jahr 1 vor Christi Geburt am 31. Dezember und am nächsten Tag beginnt der 1. Januar des Jahres 1 nach Christi Geburt.

Dazwischen müsste also Christus geboren sein – wie lässt sich das allerdings mit dem 24. Dezember vereinbaren? Ich weiß keine Antwort darauf, was aber wahrscheinlich gar nicht so wichtig ist, weil nach neuesten Forschungsergebnissen Christus tatsächlich vier bis sechs Jahre früher auf die Welt kam. Er war also schon einige Jahre älter, als es in der bisherigen Überlieferung dargestellt wird.

Historisch zutreffender wäre also, wenn wir statt von „Christi Geburt“ von „vor und nach unserer Zeitrechnung“ sprechen.

Im Übrigen spielt es keine große Rolle, wann Jesus Christus geboren wurde. Denn der Geburtstag als Markstein des Lebens ist laut Kirchenvater Origines „heidnische Praxis“. Im Christentum gilt der Todestag als Geburtstag, nämlich für den Eintritt in das wahre, in das ewige Leben.

Gefeiert wird im traditionellen christlichen Glauben daher kein Geburtstag, sondern der Namenstag, also der Gedenktag des Heiligen gleichen Namens.

Aber zurück zum Ursprung: unser Kalender beginnt also mit dem 1.1.1, auch wenn es logisch wäre, dass der erste Tag unserer Zeitrechnung mit der Stunde 0 am 1.1.0 beginnt.

Aber weil es eben so nicht ist, begann das 3. Jahrtausend mit dem 1.1.2001, obwohl der 1.1.2000 weltweit als Eintritt ins neue Jahrtausend gefeiert wurde.

Unser Kalender beginnt aber auch deshalb mit dem 1.1.1, weil man im frühen Mittelalter die Null nicht kannte und Dionysius Exiguus, ein skythischer Mönch, der in Rom lebte, der eigentliche Begründer der christlichen Zeitrechnung ist, die er im Jahr 525 erstmals vorschlug. Warum es bis zu ihrer Umsetzung noch mehr als 1.000 Jahre brauchte, weiß ich nicht, sondern kann es höchstens vermuten: Weil erst dann die zehn Tage Unterschied bewirkten, dass das Osterfest spürbar zu früh begangen wurde. Aber vielleicht war es auch ganz anders – die Zahl der „verschluckten“ Tage wäre geringer gewesen und Shakespeare und Cervantes hätten eben kein gleiches Sterbedatum. Aber bevor es zu kompliziert wird, möchte ich noch ein anderes Kalenderthema aufgreifen, welches ebenfalls nicht ins allgemeine öffentliche Bewusstsein gedrungen ist: nämlich die Frage des Wochenbeginns.

Wann ist eigentlich Wochenanfang?

Nach jüdischer und christlicher Tradition beginnt die Woche mit dem Sonntag. Der siebente Tag, an dem geruht werden soll, ist also konsequenterweise bei den Juden der Sabbat. So wird es heute auch in den USA, in Israel, arabischen Ländern sowie Japan und China gehandhabt. Auch der deutsche „Mittwoch“ ist von Sonntag und nicht von Montag her gesehen in der Mitte der Woche gelegen.

Dennoch ist in den Kalendern der meisten europäischen Staaten der Montag als erster Tag der Woche verzeichnet, und unter „Wochenende“ versteht man gemeinhin die Samstage und Sonntage.

Dass der Sonntag ein Ruhetag ist, hat immerhin eine bis Kaiser Konstantin zurückzufolgende Geschichte, da im Jahr 321 n. Chr. in der damaligen Gesetzgebung die Arbeits- und Gerichtstagsfreiheit fixiert wurde. Um sich vom Judentum abzugrenzen, bestimmten Kaiser Konstantin und vier Jahre später Papst Silvester I. nach dem Konzil

Zeitgeschichten

von Nicäa gemeinsam den Sonntag als Ruhetag und verwarfen den Sabbat. Im Laufe des 19. Jahrhunderts und der zunehmenden Industrialisierung, die eine extreme Fremdbestimmung der Arbeit mit sich brachte, zerbrach diese althergebrachte Ordnung und der Sonntag wurde zunehmend zum Arbeitstag.

Der Acht-Stunden-Tag und der Sonntag als Ruhetag wurden zu Kampfbegriffen der organisierten und politisierten Arbeiterschaft, die sich Zug um Zug Zugeständnisse in der Sozialgesetzgebung sicherte. Der Schutz der Sonntagsruhe wurde für bestimmte, gesetzlich genau definierte Zwecke und Veranstaltungen solange durchbrochen, bis die Ausnahmen immer mehr wurden und es gelang, den Konsumenten als Verbündeten für eine weitgehende Öffnung zu gewinnen.

Im Kampf gegen eine stets weiter voranschreitende Regelung, bei der die Salomitaktik angewendet und zur Verschleierung der eigentlichen Absichten von einer „Liberalisierung“ gesprochen wird, die es dem Konsumenten ermöglichen soll, alles zu jeder Zeit kaufen zu können, finden sich Gewerkschaften und christliche Kirchen Seite an Seite.

Leider sind es vermehrt Rückzugsgefechte, die da inszeniert werden, weil die Entsolidarisierung der Arbeitnehmer dazu geführt hat, dass sie als Konsumenten in die Rolle als „der Kunde ist König“ treten und für die berechtigten Wünsche beispielsweise der Verkaufsmitarbeiterinnen nur eingeschränkte Sympathie besitzen. Einwände, die die religiöse Bedeutung der Sonntagsruhe unterstreichen, fallen da sowieso nicht mehr ins Gewicht. Aber immerhin sollte darüber nachgedacht werden, was Daniele Deckes in der FAZ vom 24.12.2017 zur „Arbeitsruhe: In der christlichen Tradition“ schreibt: *Jedoch sind die gesellschaftlichen Kosten kaum zu unterschätzen, wenn die Freizeitbedürfnisse der einen dazu führen, dass andere immer mehr „Arbeit für den Sonntag“ leisten müssen (wie es beschönigend heißt). Das sieht auch das Bundesverfassungsgericht so. Einerseits, so das Gericht in seiner Entscheidung aus dem Jahre 2009, sei dem Schutz der Sonn- und Feiertage durch die Verfassung ein in der christlichen Tradition wurzelnder Gehalt eigen.*

Doch gehe dieser Sinngehalt mit einer *dezidiert sozialen, weltlichneutralen Zwecksetzung einher: der synchronen Taktung der Zeit. Sie ist ein unabdingbares Element für die Wahrnehmung der verschiedenen Formen des sozialen Lebens, von der Familie bis zum Sport und – ja, auch des Kirchgangs an Sonn- und religiösen Feiertagen.*

Zeitgeschichten

Die „synchrone Taktung der Zeit“ – eine Herausforderung auch in anderer Hinsicht, denn mit dem gregorianischen Kalender und seiner weltweiten Verbreitung ist erst ein Teil der „Zeiteinteilung“ bewältigt. Denn „high noon“ ist nun einmal nicht gleich-

zeitig auf der ganzen Welt „zwölf Uhr mittags“, und zumindest zu Silvester bekommen wir eine Ahnung davon, wenn wir bereits viele Stunden vor dem Läuten der Pummerin und dem Erklingen des Donauwalzers die Silvesterraketen in Sidney, Hongkong, und Shanghai fernsehtauglich ins Haus geliefert bekommen. Heutzutage mit all den technischen und kommunikativen Möglichkeiten, die sich zur Feststellung der Uhrzeit auch in den entlegensten Teilen der Welt bieten, ist das zur Selbstverständlichkeit geworden, über die nicht nachgedacht wird.

Aber wie war es in Zeiten, als es diese Voraussetzungen noch nicht gab?

Noch Ende des 19. Jahrhunderts kam die Zeitansage in der damaligen Welthauptstadt persönlich vorbei: Die Engländerin Ruth Belville ging täglich durch London und versorgte die Bewohner mit der korrekten Uhrzeit – sie bestritt damit ihren Lebensunterhalt in dem sonderbarsten Beruf jenes Königreiches, das für Absonderlichkeiten und Skurrilitäten an sich bekannt war: Sie war „Zeithändlerin“.

Spiegel-Online berichtet über sie am 28.3.2013: *Von 1892 an konnte man Belville Tag für Tag in den Straßen Londons bei der Arbeit sehen: Jeden Montagmorgen fuhr sie zum Observatorium in Greenwich, um dort ihre Uhr korrekt zu stellen. Anschließend ging sie durch die Straßen der Londoner Innenstadt und des West Ends, klopfte hier und dort an Türen und nahm einen kleinen Geldbetrag entgegen. Dann ließ sie ihre Kunden einen Blick auf „Arnold“ werfen (so nannte sie ihre Uhr, Anm. d. Verf.) und setzte ihren Weg fort ...*

Fast ein halbes Jahrhundert lang versorgte die „Greenwich Time Lady“ wie die Londoner Ruth Belville nannten, die Hauptstadt mit der genauen Uhrzeit.

Das lief so lange gut, bis im Jahr 1936 ein neuer Telefondienst eingeführt wurde, in dem eine freundliche Frauenstimme vom Band jedem auf die Sekunde genau die korrekte Greenwich Zeit verriet.

Am Land – also außerhalb der Hauptstadt – war bis ins 18. Jahrhundert die Messung der Uhrzeit eine recht einfache gewesen: jeder Ort hatte seine eigene. Das führte dann zu Problemen, wenn es eine zeitliche Abstimmung brauchte, denn in ganz England gab es Unterschiede von bis zu 20 Minuten. Aber wen rührte das schon – bis zu dem Zeitpunkt, als ein immer dichter werdendes Eisenbahnnetz Fahrpläne brauchte, die nicht mit Circa-Angaben versehen werden konnten.

Reisende wollten einigermaßen pünktlich umsteigen, Zugunglücke galt es zu vermeiden und mit Hilfe der Telegraphie wollte man auch mitteilen, zu welchem Zeitpunkt man an einem bestimmten Bahnhof anzukommen gedachte.

Die „Railway Time“ der britischen Eisenbahngesellschaft Great Western Railway brachte dann ab 1840 eine ortsübergreifende einheitliche Uhrzeit – die erste Standardzeit, die die Welt kannte und die auf der Zeitangabe des Royal Greenwich Observatory aufbaute. In den übrigen Teilen der Welt dauerte es mehr oder weniger

Weltvermessung

lang, bis sich ein Zeitkoordinationssystem durchsetzte. Und so erinnern wir uns gerne an die vielen Bahnhofsszenen in amerikanischen Western, in denen Pistoleros, den Hut ins Gesicht geschoben, stundenlang geduldig und tabakkauend auf ihren Einsatz warten, während irgendwo in der weiten Prärie Indianer das Ohr horchend an die Eisenbahnschiene legen und ein Summen das Nahen des Zuges ankündigt.

Weltvermessung

Greenwich wurde 1884 zu einer Art Nabel der Welt, denn hier verläuft der Nullmeridian, der die Welt seither in die östliche und westliche Hemisphäre teilt.

Das war kein Zufall, denn als die „internationale Meridiankonferenz“ stattfand, auf der man sich auf Greenwich als Nullmeridian einigte, war London das Zentrum eines gewaltigen Empires und sollte es noch ein paar Jahrzehnte lang bleiben. Ab diesem Zeitpunkt gab es die erste weltgültige Standardzeit: Zwölf Uhr Greenwich Mean Time (GMT) war, wenn die Sonne in Greenwich im Zenit stand. Heute allerdings ist nicht nur der Nimbus des Empire verblasst, sondern es gilt die koordinierte Weltzeit (UTC), die das Zeitsignal eines Netzes von Atomuhren an die Schwankungen der Erdrotation anpasst.

Aber zurück zum Jahr 1884: Die Meridiankonferenz, zu der sich Vertreter von 25 Nationen versammelten, nahm zukünftige Machtkonstellationen bereits vorweg, denn sie fand nicht in der Millionenmetropole London, sondern in der vergleichsweise noch immer bescheidenen US-Hauptstadt Washington statt.

Frankreich, das bis zuletzt Paris ins Spiel gebracht hatte, enthielt sich dann bei der Abschlussresolution am 22. Oktober trotz der Stimme. Nullmeridian, Datumsgrenze, Standardzeit, Zeitzonen: die Welt bekam ein Koordinatensystem übergezogen – Grundlage der globalen Gesellschaft. Dass bald darauf – noch im selben Jahr – in Berlin unter der Federführung Bismarcks eine Aufteilung Afrikas erfolgte, war wohl ein Zufall, aber dem gleichen imperialen Geist geschuldet. Das ist jedoch eine andere Geschichte.

100 Jahre nach der Meridiankonferenz wurde das Koordinatennetz der Erde durch das World Geometric System definiert, das mit einem abstrakten Erdmodell arbeitet: Längen- und Breitengrade sind seither nicht mehr erdgebunden, die Kontinente verschieben sich unter ihnen hindurch – und der Nullmeridian liegt etwa 100 Meter östlich der historischen Linie. Statt Greenwich Mean Time gilt heute die Universal Time Coordinated, die ebenfalls unabhängig von allen Standorten definiert ist.

Raum und Zeit haben sich gewissermaßen emanzipiert und entwickeln sich unabhängig von Ländergrenzen und Kontinentalmassen.

Sowohl die Erdrotation als auch die Umlaufzeit der Erde um die Sonne unterliegen

nach menschlichen Zeitmaßstäben geringfügigen Schwankungen und lassen sich auch nicht mit der nötigen Genauigkeit messen.

Im Atomzeitalter bedienen wir uns daher der Atomzeit, das ist eine Zeitskala, die auf der Atomsekunde basiert, und das „Urmeter“, die bis 1960 gültige Maßverkörperung der Längeneinheit „Meter“, wurde mit Bezug auf die Wellenlänge der Krypton-86-Lampe neu definiert, um nur 23 Jahre später von der Lichtgeschwindigkeit abgelöst zu werden. Auch vom Ur-Kilo hat man sich mittlerweile verabschiedet, und mit 20. Mai 2019 wurde der 130 Jahre lang als Maß geltende Pariser Metallzylinder durch eine bestimmte Anzahl von Silizium-Atomen und zusätzliche Faktoren abgelöst. Die neue Definition war notwendig geworden, weil das Urkilogramm auf rätselhafte Weise stetig an Masse verlor – so viel wie ein Salzkorn möglicherweise. Für Menschen, die sich mit dem Messen befassen und die versuchen, weltweit gleiche Maßeinheiten zu gewährleisten, ist das eine fast genauso große Katastrophe wie das Chaos des Mittelalters, als das Längenmaß „Fuß“ je nach Schuhgröße des jeweiligen Königs variierte.

„Wir sind nicht die Herren der Welt“ betitelt Helmut L. Müller einen Beitrag in den Salzburger Nachrichten (30.04.2021) und führt dabei unter anderem aus:

Die Europäer und die Nordamerikaner glauben weiter, dass ihre Sicht auf das internationale Geschehen das Maß aller Dinge ist. Die „Westler“ übersehen dabei, dass in anderen Erdteilen ganz andere Welt- und Geschichtsbilder herrschen. Das bedeutet: Wenn wir die Geschichte der letzten 150 Jahre aus der Perspektive der nichtwestlichen Länder betrachten, können wir besser begreifen, was jene Staaten antrieb, die bei den geopolitischen Verschiebungen heute eine große Rolle spielen.

Doch eine schlüssige Analyse der veränderten Weltlage gelingt uns nicht, weil die Art und Weise, wie wir unsere eigene Position definieren, sich so sehr unterscheidet von dem, wie die übrige Menschheit auf uns blickt. Selbstbild und Fremdbild klaffen etwa im Fall der Vereinigten Staaten von Amerika besonders weit auseinander.

Er verweist auch auf das Buch des indisch-britischen Politologen Pankaj Mishra „Aus den Ruinen des Empire“, welches ich mit viel Gewinn gelesen habe.

Im Mittelpunkt seiner Erzählung stehen die „subalternen“ Völker mit der Sichtweise der „Anderen“, also jener Völker, die zu Verlierern in den vom westlichen Imperialismus geprägten Machtverhältnissen wurden.

Pankaj Mishra und Anton de Kom standen gewissermaßen Pate für dieses Buch, das sich als Fortsetzung meiner Gedanken in „Ohne Zweifel für die Schwächeren“ versteht.

... und die Letzten werden die Ersten sein

Dass es eine Art „Kalender“ geworden ist, ist Eduardo Galeano zu verdanken, dessen Bücher für mich viele Anregungen enthalten.

Die Auswahl an Menschen und Ereignissen, die ich getroffen habe, ist bewusst höchst subjektiv und wahrscheinlich kein Beispiel für „political correctness“, aber damit unterscheide ich mich nicht von zahlreichen Geschichtsdarstellungen, die den Stempel der „Wissenschaftlichkeit“ tragen und trotzdem dem Eurozentrismus verpflichtet sind.

Wie heißt es im Evangelium des Matthäus? *Aber viele, die da sind die Ersten, werden die Letzten, und die Letzten werden die Ersten sein.*

Bei der nächsten Jahrhundertwende werden die Europäer, weißen Amerikaner, Kanadier, Australier und Neuseeländer wahrscheinlich kein Zehntel der Weltbevölkerung ausmachen (so es diese überhaupt noch gibt), während es vor 500 Jahren nur Indien und China zahlenmäßig mit den „weißen Herren“ aufnehmen konnten. Noch vor 200 Jahren war China die größte Wirtschaftsmacht der Welt und produzierte ein Viertel aller weltweit hergestellten Güter. Das Reich der Mitte ist drauf und dran, dort wieder anzuschließen. Indien, Japan und eine Reihe neuer „Tigerstaaten“ werden diese Dominanz Asiens unterstreichen. Afrika, das zu Beginn des 20. Jahrhunderts weniger Einwohner hatte als Europa, wird in wenigen Jahrzehnten das Vielfache aufweisen. Ähnliches gilt für Lateinamerika.

Grund genug, sich etwas mehr mit der Geschichte derjenigen zu beschäftigen, die mehr oder weniger ausgeblendet waren oder eine Statistenrolle im Machtgefüge der Imperien spielten.

... und die Letzten werden die Ersten sein.

Zu den Allerletzten gehörten ohne Zweifel jene Afrikaner, die in ihrer Heimat geraubt und als Ware jenseits des Atlantiks verkauft wurden.

Meine Kalendergeschichten beginnen mit ihnen und ihrem Schicksal auf einer Karibikinsel, wo der Jahresanfang eine große Rolle spielt.

Schon im antiken Griechenland und Rom gab es regelrechte Sklavenaufstände, von denen wohl jener des Spartacus der bekannteste ist.

Weit weniger in Erinnerung ist der Aufstand der Zandsch im arabischen Irak (Gegend um Basra), der erst nach 14 Jahren niedergeschlagen werden konnte und von schwarzen Sklaven ausgelöst worden war.

Zu dieser Zeit waren die Saqaliba (Slawen) als „Weißeste“ die angesehensten, während die afrikanischen Zandsch als die Verachtenswertesten galten und für die niedrigsten und schwersten Arbeiten eingesetzt wurden. Wir erleben also hier ein Form des

Rassismus, die den Europäern noch nicht geläufig war, aber dafür später umso perfider beherrscht wurde. Anfang des 16. Jahrhunderts wurden dann die ersten Afrikaner als Sklaven in die Karibik verschifft, weil die einheimische Bevölkerung von eingeschleppten Krankheiten dahingerafft, von Konquistatoren und ihren Mordtruppen umgebracht wurde oder sich allgemein als körperlich zu schwach für die schwere Arbeit in den Bergwerken und auf den Plantagen erwies. Schon bald kam es zu den ersten Aufständen, von denen einige Kalenderblätter Zeugnis geben werden. Der folgenreichste ereignete sich um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert ausgerechnet auf jener Insel, vor der Kolumbus' Schiff Santa Maria am 25. Dezember 1492 auf einer Untiefe aufgelaufen war. Aus den Überresten seines Schiffes ließ er die erste spanische Festung der Neuen Welt errichten und nannte sie „La Navidad“ – nach dem spanischen Weihnachten – und der Geburt Christi. 312 Jahre später war der 1. Januar der Tag der Geburt eines Staates von Sklaven, des ersten auf der Welt, wenn man von der Palmares-Siedlung in Brasilien absieht, die immerhin fast ein Jahrhundert Bestand hatte.

Der folgende Kalender versteht sich nicht als Flaggenparade, denn dafür gibt es mit der Vexillologie (Flaggenkunde) sogar eine eigene Lehre.

Aber zum Jahresbeginn will ich eine Ausnahme machen, weil die zugrundeliegende Geschichte recht skurril ist. Haitis Nationalflagge besteht aus zwei gleich großen, horizontalen Streifen, die oben blau und unten rot angeordnet sind. Sie entstand im Unabhängigkeitskampf gegen Frankreich, indem der weißen Streifen aus der Tricolore entfernt wurde und die beiden verbliebenen Streifen horizontal angeordnet wurden. Es blieb einem Sportfunktionär namens Eduard Alexandrowitsch von Falz-Fein ausgerechnet bei den Olympischen Spielen in Berlin vorbehalten, die Identität mit der Liechtensteinischen Flagge zu bemerken. 1937 wurde dieser dann, um Verwechslungen zu vermeiden (etwa bei aufmarschierenden Sportkohorten oder Fußballländerspielen) der Fürstenhut hinzugefügt. Bei aller völkerverbindenden Kraft Olympischer Spiele muß das Trennende ersichtlich bleiben, schließlich ist das eine ein Fürstentum mit hoheitlicher Behutung und das andere bloß eine Republik, die nicht einmal die Jakobinermütze trägt.

Das bergige Gebiet in der Karibik mit seinen über 11 Millionen Einwohnern zählt zu den am wenigsten entwickelten Ländern der Erde.

Als Kolumbus die Insel Hispaniola betrat, lebte dort gut eine Million Tainos, ein karibisches Volk, das zu den Arawak gehört. Kolumbus beschreibt sie als freundlich und friedfertig, was sich allerdings bei seinem zweiten Besuch dramatisch änderte, da seine Siedlung zerstört und die zurückgebliebenen Matrosen getötet worden waren. Zur Strafe wurde gleich ein Taino geköpft und 50 Jahre später waren sie so gut wie ausgerottet. Bald darauf wurden die ersten afrikanischen Sklaven auf die Zuckerrohr-Plantagen gebracht. Die ursprüngliche Heimat dieses Süßgrases war in Asien gelegen und die Araber verbreiteten es bis Marokko und Sizilien. Den Kreuzzügen folgte das Rohr nach Europa und wurde etwa von den Spaniern bald nach der Reconquista auf den Kanaren angebaut. Kolumbus brachte schließlich Stecklinge nach Hispaniola; nachdem die Sklavenarbeit für den begehrten Zucker schon auf den Anbaugeländen der Spanier und Portugiesen erprobt war, blieb es seinem Bruder und seinem Sohn vorbehalten, Afrikaner erstmals in der Karibik auszubeuten.

Bis 1791 die Sklavenrevolte ausbrach, waren über eine Million Menschen auf die Insel verschleppt worden, die aus dem Kongo und dem Gebiet zwischen dem heutigen Nigeria und Liberia kamen. Sie bekamen Brandzeichen ihrer Besitzer, wie amerikanische Rinder, und starben zumeist sehr bald an Krankheit oder Erschöpfung.

Ausgerechnet für Napoleon, der in Europa eine neue Ordnung schaffen wollte, war eine Autonomie des Überseegebietes undenkbar und eine Wiedereinführung der in der Französischen Revolution abgeschafften Sklaverei notwendig, um mit den Gewinnen aus Zucker und Kaffee seine Kriege finanzieren zu können.

Aber auch die Amerikaner wollten keinen unabhängigen schwarzen Staat in der Karibik, weil sie Beispielswirkungen für die Sklaven auf den Baumwollfeldern des Südens befürchteten, und auch die Sklavenhalteration Britanniens signalisierte, dass sie allen europäischen Widrigkeiten zum Trotz ein Eingreifen der Franzosen wünsche. Von den Spaniern ganz zu schweigen, die ja „ihre“ kubanischen Latifundien zu verteidigen hatten so wie die Portugiesen die unruhigen brasilianischen Gebiete. Wenn es um Kolonialismus und Sklaverei ging, waren sie sich alle einig – an den europäischen Höfen wie in der amerikanischen Präsidentschaftskanzlei. Dem Übervater der haitianischen Revolution Toussaint-Louverture, der in Frankreich gefangen gehalten wurde („Ich wurde als Sklave geboren, aber ich habe die Seele eines freien Menschen“) folgte Dessalines, der am 1.1.1804 die unabhängige Republik ausrufen konnte. Sie hatte nur einen Bestand von wenigen Monaten, denn schon am 8. Oktober 1804 ernannte sich der autoritäre Opportunist zum Kaiser, zwei Monate vor Napoleon.

Das bitterarme Land verpflichtete sich 20 Jahre später, den Franzosen eine ungeheure Entschädigung zu zahlen. Daran würgte das Land bis 1947.

„Für Vaterland oder Tod“ lautet der Wahlspruch der República de Cuba, der größten der Antilleninseln mit ihren über elf Millionen Einwohnern.

Der Name geht auf „Colba“ zurück, womit wahrscheinlich das „Land der Taino im Osten“ gemeint war. Es waren somit die gleichen Ureinwohner wie auf Hispaniola, denen das selbe Schicksal beschieden war – nämlich sehr bald ihr Vaterland zu verlieren und den Tod zu erleiden.

Die spanische Herrschaft endete nach 400 Jahren und die Insel wurde zum „Hinterhof“ der USA. Als sich die Amerikaner mit den Spaniern 1898 im Frieden von Paris einigten, war von den Kubanern keine Rede – auch nicht von ihrer Unabhängigkeit, sondern es gab nur „Untertanen“ des spanischen Königs, Spanier und andere „Einwohner“. Die Amerikaner sicherten sich in weiterer Folge Eingriffsrechte, von denen sie immer wieder Gebrauch machten, und Stützpunkte (wie Guantánamo). Was sie nicht sicherten, waren demokratische Grundrechte, solange amerikanische Firmen (wie die United Fruit Company) das Land mit Billigung der Regierung ausbeuten konnten. Einer ihrer Günstlinge war Fulgencio Batista, gegen den sich Fidel Castro erstmals im Jahr 1953 mit dem fehlgeschlagenen Sturm auf die Moneda-Kaserne auflehnte.

Die Geschichte wird mich freisprechen, verantwortete sich Castro in dem darauffolgenden Prozess:

...Unvorstellbar ist, dass es Menschen gibt, die sich hungrig schlafen legen, solange nicht Saatgut auf jeden Zollbreit Boden ausgebracht ist; unvorstellbar ist, dass es Kinder gibt, die sterben müssen, weil sie nicht medizinisch versorgt werden; unvorstellbar ist, dass dreiunddreißig Prozent unserer Campesinos ihre eigene Unterschrift nicht leisten können, und dass neunundneunzig Prozent die Geschichte Kubas nicht kennen; unvorstellbar ist, dass die Mehrheit unserer Landbevölkerung schlimmer leben soll als die Indios, die Kolumbus antraf, als er das schönste Stück Erde entdeckte, das menschliche Augen je gesehen hatten ...

Vor soviel Elend kann man sich nur durch den Tod retten; und dabei hilft ihnen der Staat tatsächlich: zu sterben. Neunundneunzig Prozent der Kinder auf dem Lande werden von Parasiten aufgefrassen, die durch die nackten Fußsohlen in ihre Körper eindringen ...

Mehr als die Hälfte des bebauten Landes ist in ausländischen Händen. In der Ostprovinz, der größten unserer Provinzen, reichen die Ländereien der United Fruit Company und der West Indian Company von der Nordküste bis zur Südküste ...

Sechs Jahre später war es soweit: Am 2. Jänner 1959 zog Fidel Castro als Sieger in Santiago de Cuba ein, nachdem sich der Diktator Batista in der Silvesternacht samt Entourage mit einem Großteil der Staatskasse in die Dominikanische Republik abgesetzt hatte. Der „Jefe en Comandante“ starb hochbetagt, und „Cuba libre“ gibt es heute noch.

Das ist der Wahlspruch jener westafrikanischen Republik, die ihrem Namen LIBERIA nicht immer im Laufe ihrer Geschichte gerecht geworden ist.

Ihr erster Präsident war Joseph Jenkins Roberts, der am 3. Jänner 1848, also zu einem Zeitpunkt, als halb Europa im vorrevolutionären Fieber lag, in sein Amt eingeführt wurde. Seine Familie hatte zu einem Zeitpunkt, als er 20 Jahre alt war, beschlossen, sich in den USA den „Afrika-Heimkehrern“ anzuschließen. Finanziert wurde das Projekt von der Amerikanischen Kolonialgesellschaft, deren Gründung zwei Gruppen zufriedenstellen sollte: die Philanthropen, deren Absicht es war, die afrikanischen Sklaven und ihre Nachkommen zu befreien und ihnen die Rückkehr nach Afrika zu ermöglichen. Die andere Gruppe – vornehmlich Sklavenhalter – sah in den freien Afrikanern nichts anderes als Unruhestifter. Auch Gutmeinende waren der Auffassung, dass auf Grund „unüberwindbarer Vorurteile“ gegen ihre Hautfarbe den Schwarzen niemals die Gelegenheit gegebene würde, den Weißen gleichberechtigt gegenüberzustehen. Dabei durfte natürlich auch das Geschäft nicht zu kurz kommen, denn Kaufleute wünschten sich einen (damals nicht vorhandenen) US-Brückenkopf in Afrika. Die Amerikanische Kolonialgesellschaft erhielt dank amerikanischer und britischer „Militäraktionen“ eine Konzession an der afrikanischen Küste, musste aber einsehen, dass ihr Kalkül, die aus Amerika herübertransportierten Sklaven als billige Arbeitskräfte benutzen zu können, nicht aufging, weil diese selbst Handelshäuser gründeten und ein Regierungssystem errichteten, das auf Zwangsarbeit und Unterdrückung beruhte, wie sie es selbst am eigenen Leib kennengelernt hatten. Im Laufe der Zeit bildete sich jene Elite, die die ursprüngliche Bevölkerung diskriminierte und an der Macht nicht teilhaben ließ.

So gesehen war der 16. Januar 2016 ein Zivilisationsbruch, als Ellen Johnson Sirleaf das Präsidentenamt antrat, denn sie war nicht nur die erste Frau, die durch eine Wahl das Amt eines Staatsoberhauptes in Afrika erlangte, sondern auch keine afroamerikanischen Vorfahren hatte.

Für ihren gewaltfreien Kampf für die Sicherheit von Frauen und Frauenrechte wurde ihr gemeinsam mit ihrer Landsfrau Leymah Gbowee und der Jemenitin Tawakkul Karman der Friedensnobelpreis verliehen.

Als im Juni 2003 Friedensgespräche zu scheitern drohten, kündigte Gbowee an, sich vor allen Anwesenden auszuziehen. Nach afrikanischer Kultur können Männer verflucht werden, wenn sie mit ansehen, wenn sich eine Frau aus freien Stücken auszieht. Die Ankündigung zeigte Wirkung, die Friedensgespräche wurden verlängert und einige Tage danach unterzeichneten die Konflikt-Parteien ein Agreement. Damit nicht genug: Sie rief die Frauen auch zu einem „Sex-Streik“ nach dem Vorbild Lysistratas auf, um die Männer zu pazifistischer Politik zu zwingen. Mehr solche Frauen braucht die Welt!

Jenes Land, das bei den Briten auch „Burma“ oder „Birma“ hieß, weil es die einheimische Bezeichnung für die größte Bevölkerungsgruppe des 54 Millionen Einwohner zählenden Staates ist, wurde am 4. Januar 1948 endgültig von den Briten unabhängig. Die imperialen Eroberer waren 120 Jahre davor in die alten Königreiche Pegu, Ava und Arakan eingedrungen, hatten drei Kriege gegen die Einheimischen geführt und schließlich das Gebiet ihrem indischen „Kronjuwel“ einverleibt. Im Zweiten Weltkrieg besetzten die Japaner auch Birma, um dann wieder den Briten Platz machen zu müssen, die dann drei Jahre später endgültig das Feld räumten. Einer demokratischen Phase, in der auch U Thant als erster Asiate Generalsekretär der Vereinten Nationen wurde (1961,) folgten Staatstriebe und Putsche, bei denen das Militär mehr oder weniger direkt die Macht übernahm.

Die weitere Entwicklung ist untrennbar mit Aung San Suu Kyi verbunden, einer Politikerin, die sich unbeugsam seit den späten 80er-Jahren für eine gewaltlose Demokratisierung einsetzte. Die Folge war eine Aneinanderreihung von Repressionen, die in einem insgesamt 15 Jahre währenden Hausarrest mündeten. Ihr Kampf gegen Unterdrückung und soziale Ungerechtigkeit wurde zwar 1991 mit dem Friedensnobelpreis gewürdigt, aber erst zwanzig Jahre später (2010) wurde sie aus ihrer letzten Festhaltung entlassen. Zwei Jahre später errang sie einen Parlamentssitz und konnte am 22. Oktober 2013 eine Rede im Europaparlament in Straßburg halten. Dabei sagte sie unter anderem:

Die Freiheit der Gedanken beginnt mit dem Recht, Fragen zu stellen; und dieses Recht hatten die Menschen in Birma solange nicht mehr gehabt, so dass einige unserer jungen Leute nicht einmal mehr wissen, wie Fragen gestellt werden.

Ihr Sieg bei den Parlamentswahlen 2015 bedeutete, dass sie faktisch Regierungschefin wurde, aber *das Militär hat nach wie vor das Geld, Gewehre und die Infrastruktur*, so Beobachter des politischen Geschehens.

Fünf Jahre später, im November 2020, erreichte Aung San Suu Kyis Partei die absolute Mehrheit bei den Parlamentswahlen – international als frei und fair angesehen.

Die Armee dagegen sprach von Wahlbetrug, begann einen Putsch und inhaftierte die charismatische Politikerin mit anderen hochrangigen Mitgliedern ihrer Partei.

Seither regiert wieder die Gewalt auf den Straßen der Städte, und friedliche Demonstranten werden auch wieder ermordet. Der Hauch der Demokratie ist angesichts der Gewehrläufe verweht.

Im Schatten dieser Tragödie spielt sich das Schicksal der Rohingya, einer Gruppe sunnitischer Muslime im Westen des Landes, ab, die gemäß einem nationalistischen Gesetz keine Staatsbürgerschaft besitzen. Auf Grund von Verfolgungen und Repressionen lebt mindestens eine Million von ihnen als Flüchtlinge im benachbarten Bangladesh und anderen asiatischen Ländern.

Der Landesname „Sudan“ ist eine Kürzung der mittelalterlichen arabischen Bezeichnung, mit der die christianisierten Reiche in Nubien gemeint waren.

Heute ist es der Fläche nach der drittgrößte Staat auf dem afrikanischen Kontinent, verlor jedoch seinen Status als größtes Land durch die Abspaltung seines Südens im Jahr 2011. Trotzdem wohnen noch immer 44 Millionen Menschen innerhalb seiner Grenzen und müssen dem arabischen Wahlspruch „an-nasr lana“ („Der Sieg ist unser“) vertrauen, der sich wahrscheinlich auf die Tatsache bezieht, dass der Sudan am 1. Januar 1956 unabhängig von britischer Herrschaft wurde.

Ägypten, das seit 1882 durch Großbritannien besetzt war, zog sich infolge des Aufstandes von Muhammad al-Mahdi zunächst aus dem Sudan zurück, wo sich die erste nationale sudanesishe Regierung bildete. In dieser Zeit spielte auch eine der abenteuerlichsten Gestalten österreichischer Herkunft eine Rolle: der 1857 bei Wien geborene Rudolf Carl Freiherr von Slatin, der im Alter von 24 Jahren als ägyptischer Offizier in den Sudan gerufen wurde, wo er als Gouverneur Aufstände niederschlug und 1883 in Gefangenschaft des Mahdi geriet. Slatin konnte überzeugend darlegen, dass er vom Christentum zum Islam übergetreten sei, und wurde deshalb nicht umgebracht. Die nächsten zwölf Jahre verbrachte er als Sklave des Kalifen und wurde allmählich zum Vertrauten der Mahdisten. Als ihm 1895 unter abenteuerlichen Umständen die Flucht gelang, konnte er sich bis zu den englischen Truppen durchschlagen. Am 21. März des gleichen Jahres wurde er vom ägyptischen Khediven zum Pascha ernannt und ging als Slatin Pascha in die Geschichte ein, die genau so abenteuerlich ist wie die des Lawrence von Arabien, nur dass letztere mit Peter O'Toole verfilmt wurde, während es die österreichische Abenteurerausgabe nur zu einer Fernsehdokumentation schaffte. Aus lauter Dankbarkeit für die Anerkennung, die ihm zuteil geworden war, nahm er an der Rückeroberung Khartums teil und führte ein Kommando zur Verfolgung des Kalifen. Bald darauf wurde er vom österreichischen Kaiser in den Ritterstand erhoben.

Aber noch ein kleiner Exkurs zu den „Heldentaten“, an denen er im Solde der Briten und Ägypter beteiligt war. In der entscheidenden Schlacht bei Omdurman hatte seine Seite nur 44 Gefallene zu beklagen, während es auf der Seite der Mahdisten 11.000 waren. Die weißen Rassisten faselten zwar etwas von moralischer Überlegenheit, die zugleich Ausdruck der naturgegebenen Vorrangstellung nicht nur der weißen, sondern einer spezifisch „britischen Rasse“ war. Wie treffend formulierte es Cecil Rhodes einmal: *Die Briten sind die Rasse mit den besten Eigenschaften, und je mehr wir von der Welt in Besitz nehmen, umso besser ist es um die Zukunft der Menschheit bestellt.*

Der Grund für den überlegenen Sieg war aber etwas profaner: 55 moderne Maxim-Maschinengewehre und 500 Schuss pro Minute ergaben 27.500 Geschoße insgesamt. Da sind 11.000 doch bald „niedergemäht“, wie ein Offizier triumphierend meinte.

Die „Vier Freiheiten“

Präsident Franklin Delano Roosevelt formulierte sie am 6. Januar 1941 in seiner Rede zur Lage der Nation so:

In künftigen Tagen, um deren Sicherheit wir uns bemühen, sehen wir freudig einer Welt entgegen, die gegründet ist auf vier wesentliche Freiheiten des Menschen.

Die erste dieser Freiheiten ist die der Rede und des Ausdrucks – überall auf der Welt. Die zweite dieser Freiheiten ist die jeder Person, Gott auf ihre Weise zu verehren – überall auf der Welt.

Die dritte dieser Freiheiten ist die Freiheit von Not. Das bedeutet, weltweit gesehen, wirtschaftliche Verständigung, die jeder Nation gesunde Friedensverhältnisse für ihre Einwohner gewährt – überall auf der Welt.

Die vierte Freiheit aber ist die von Furcht. Das bedeutet, weltweit gesehen, eine globale Abrüstung, so gründlich und so lange durchgeführt, bis kein Staat mehr in der Lage ist, seinen Nachbarn mit Waffengewalt anzugreifen – überall auf der Welt.

Wenige Jahre später wurde seine Frau Eleanor, nach dem Tod des Präsidenten, Delegierte der Vereinten Nationen und saß der Kommission vor, die die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte ausarbeitete.

Schon vorher hatte sie um Unterstützung für den Briand-Kellogg-Pakt, einen von den USA mitgetragenen, 1928 in London unterzeichneten Kriegsächtungs-Pakt, geworben, sich gegen die Rassentrennung engagiert und eine Reihe pazifistischer Organisationen unterstützt. Bereits zu Beginn der 20er-Jahre hatte sie sich dem sozialen Feminismus zugewendet: der Auffassung, die Emanzipation der Frauen sei untrennbar mit ihrer Verantwortung verknüpft, drängende soziale Reformen voranzutreiben. Nach ihrer Überzeugung gingen Männer vor allem in die Politik, um ihre eigenen Karrieren zu verfolgen, während Frauen insbesondere von dem Wunsch getrieben seien, die Gesellschaft zu verändern und die Bedingungen des alltäglichen Lebens zu verbessern. Welch eine großartige Frau, die noch dazu von ihrem Mann nicht behindert, sondern ermutigt wurde.

Auch die EU hat vier Freiheiten, die allerdings eher mit „Verkehr“ zu tun haben: jenen von Waren, Personen, Dienstleistungen und Kapital.

Der Unterschied: Roosevelt hatte eine Vision, ebenso stark wie sein „New Deal“, die Europäer haben heute dafür die Buchhalter. Wo sind die Visionäre des Nachkriegs-europa mit ihren Botschaften geblieben?

Das Schlußwort soll jedoch Erich Fried haben:

Herrschaftsfreiheit

Zu sagen: „Hier herrscht Freiheit“

Ist immer ein Irrtum.

Oder auch eine Lüge: Freiheit herrscht nicht.

Das Wort „Doktrin“ leitet sich aus dem Lateinischen ab und bedeutet dort „Lehre“. Insofern ist es recht verständlich, dass sich amerikanische Präsidenten bei politischen Erklärungen seit 200 Jahren gerne einer Doktrin bedienen – sie wollen ja gewissermaßen dem Rest der Welt eine Lehre erteilen. Da konnte es nicht ausbleiben, dass sich auch andere Potentaten mit globalem Anspruch wie etwa Breschnjew und Ulbrich der doktrinären Sprache bedienen und nicht einfach so formulierten, wie Kreisky es tat: „Ich bin der Meinung ...“ Nein, das wäre doch zu wenig, handelt es sich ja nicht um Meinungen, sondern um Diktate.

Das Erstgeburtsrecht kann 1823 Präsident Monroe für sich in Anspruch nehmen, der sich gegen jeden Versuch der reaktionären Monarchien Europas wandte, die Republiken Lateinamerikas, die gerade ihre Unabhängigkeit erlangt hatten, wieder zu kolonialisieren (die Briten taten es trotzdem – aber mit Kapital statt Waffen).

80 Jahre später erweiterte der erste Roosevelt im Präsidentenamt das Ganze zum „Big Stick“ (eher eine Keule als der Rohrstab des Pädagogen) und bildete damit die Grundlage für etwa 50 direkte Militäreinsätze – die Anmaßung einer Art „Weltpolizei“ in der westlichen Hemisphäre.

Folgerichtig doktrinierte Präsident Eisenhower am 5. Jänner 1957, die USA würden überall und mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln (also auch der Verwendung von Atomwaffen) prowestliche Regimes vor kommunistischer Unterwanderung oder einer Bedrohung durch die Sowjetunion schützen. Seit dem Atombombenabwurf auf Hiroshima und Nagasaki musste man davon ausgehen, dass es sich dabei um keine leere Drohung handelte.

Der Hintergrund: Die Doktrin wurde als Reaktion auf die Suez-Krise des Vorjahres formuliert, die zu einem Ende der westlichen Dominanz im arabischen Raum geführt hatte. Kein Wunder, hatten doch Engländer und Franzosen im Verein mit den Israelis den Versuch unternommen, Ägyptens Präsident Nasser mit Bomben in die Knie zu zwingen, und damit panarabische Tendenzen gestärkt.

Der zunehmende arabische Nationalismus bemühte sich um Unabhängigkeit und Souveränität seiner Staaten, was von den Amerikanern der Einfachheit halber mit kommunistischen Tendenzen gleichgesetzt wurde.

Truman, Carter, Nixon, Reagan und Bush – allesamt haben sie sich mit Doktrinen einen Platz in patriotischen amerikanischen Geschichtsbüchern gesichert. Eigentlich ging es dabei immer um das Gleiche: nämlich die Drohung, den Knüppel aus dem Sack zu holen, wenn amerikanische Macht- und Wirtschaftsinteressen bedroht waren. Um eines ging es jedoch zu keiner Zeit: nämlich die Demokratie zu stärken. Wie lässt sich sonst erklären, dass viele Nutznießer dieser Politik zu den miesesten Despoten gehörten, nach dem Motto „Er ist zwar ein Hurensohn – aber unserer“.

Was den US-Präsidenten eine Doktrin war, wurde 500 Jahre zuvor von Päpsten in Bullen verpackt.

So geschehen auch am 8. Jänner 1455 durch Papst Nikolaus V., der seine Kompetenz ganz offensichtlich in der Nachfolge Petri sah, dem ja bekanntlich aufgetragen wurde, auf einem Fels jene Kirche zu bauen, die sich schlussendlich als „katholisch“, also allumfassend, verstand. Dazu gehörte nicht nur die Verteilung von Ämtern und Pfründen, sondern auch die Zuteilung von ganzen Erdsegmenten an die katholischen Majestäten Spaniens und Portugals.

Folgerichtig wird eine Art „Bulletin“ verfasst und die Verdienste Heinrichs des Seefahrers im Kampf gegen die Sarazenen und für die Ausbreitung des Christentums werden gepriesen. Den portugiesischen Eroberern wird das königliche Recht zugesprochen, die Sarazenen, Heiden und andere Feinde des Christentums zu überfallen, sie auf ewig zu Sklaven zu machen und ihren Besitz zu rauben.

Gläubig wie sie waren, ließen sich Spanier wie Portugiesen diesen gewissermaßen als göttlich punzierten Auftrag nicht zweimal erteilen, sondern machten sich rechtschaffen ans christliche Werk. Das hindert bis heute allerdings nicht, den Islam als jene Religion zu verunglimpfen, die den Prophetenauftrag „mit Feuer und Schwert“ zu erfüllen habe, während das Christentum die Botschaft der Liebe und des Friedens verkörpert.

463 Jahre später – auch an einem 8. Januar (1918) – präsentierte ein neuer Welt Herrscher, nämlich der amerikanische Präsident Woodrow Wilson, ein Programm, das der alten Bulle diametral entgegen zu stehen schien: das Selbstbestimmungsrecht der Völker! Was er nicht erwähnte: Es ging nur um das Selbstbestimmungsrecht der Weißen. Mit seiner privaten Meinung hielt er nämlich ebenso wenig hinterm Berg: Es sollte die weiße Zivilisation und ihre Herrschaft über den Planeten bewahrt werden. Andere „Rassen“ wären schlicht zu „unterentwickelt“. Während Kabinettsitzungen wurden von Wilson auch gerne „darky stories“ erzählt, das waren rassistische Witze über Schwarze. Weil sie das allerdings nicht wissen konnten, kamen manche Vertreter kleiner Nationen und Völker (wie Kurden und Armenier) nach Versailles und versuchten erfolglos, Wilson davon zu überzeugen, dass Selbstbestimmung auch für ihre Länder gelten sollte.

Einer davon war der junge Ho Chi Minh aus Vietnam, der, gemeinsam mit seinen Wegbegleitern und Nachfolgern, den Amerikanern ein halbes Jahrhundert später ihre demütigendste Niederlage bereiten sollte.

Sie alle hatten wahrscheinlich keine Ahnung von Thukydides, jenem antiken griechischen Geschichtsschreiber, der schon im 4. Jahrhundert vor Christus erkannt hatte: „Große Mächte tun, was sie wollen; kleine Mächte tun, was sie müssen.“

Rigoberta Menchú: Hochachtung, Respekt und Bewunderung

9

Januar

Diese drei Begriffe fallen mir spontan ein, wenn mir Rigoberta Menchú in den Sinn kommt. „Rigoberta wer?“, werden nun viele fragen, denn 30 Jahre sind viel in unserer schnelllebigen Zeit.

Genau vor eben diesen 30 Jahren, es war 1992, erhielt Rigoberta Menchú den Friedensnobelpreis. Sie war bis dahin die jüngste Preisträgerin – am 9. Januar 1959 in Guatemala geboren – und noch dazu die erste Indigene. Ausgezeichnet wurde die Menschenrechtsaktivistin aus dem Volk der Quiché-Maya für ihren Kampf für eine Strafverfolgung der Verbrechen an der indigenen Bevölkerung in Guatemala. Wenn man ins Kalkül zieht, dass die allermeisten Massaker von Militärs begangen wurden, kann man nicht anders, als den Mut dieser Frau zu bewundern. Im katholischen Internat, das sie besuchte, kam sie mit den Ideen der Befreiungstheologie und der indigenen Frauenbewegung in Berührung. Als sie 21 Jahre alt war, starb ihr Vater in der spanischen Botschaft, als diese von Regierungsanhängern in Brand gesetzt wurde. Auch ihre Mutter und ein Bruder wurden gefoltert und ermordet. Mein Respekt gilt der Zähigkeit und dem eisernen Willen einer Frau, die sich trotzdem nicht unterkriegen ließ und weiterkämpfte.

Sieben Jahre nach Erhalt des Nobelpreises erhob sie vor dem Nationalen Gerichtshof in Madrid Anklage gegen drei Generäle in Guatemala und erhielt dafür nicht nur Morddrohungen, sondern sogar eine Gegenklage wegen Hochverrats, da sie das Verfahren im Ausland eröffnet hatte. 200.000 Menschen, überwiegend Maya, waren Opfer planmäßiger Massaker der wechselnden Militärregierungen geworden.

„Wir indigenen Völker sind keine Mythen der Vergangenheit. Wir sind lebendig und träumen von einer besseren Zukunft“, sagte Rigoberta Menchú kurz vor der Verleihung des Nobelpreises.

In ihrer Rede prangerte sie die Unterwerfung der Ureinwohner durch die Europäer an und würdigte die Millionen von Opfern.

Mit dem Preisgeld gründete Rigoberta Menchú eine Stiftung, die sich für Bildung und Bürgerbeteiligung der Indigenen engagiert.

Dass sie den Nobelpreis erhalten hatte, bezeichnete sie als Signal der Hoffnung für die indigenen Völker auf dem ganzen amerikanischen Kontinent.

Hochachtung für eine solche Haltung zu empfinden ist das Wenigste, was wir tun können!